



Der erzieherische Wert der Wissenschaft

Schluß des Artikels von Prof. Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. Kurt Mothes

Heute morgen ist das Stichwort „Einsatzfreude“ gebraucht worden. Wie kann ich die Einsatzfreude der jungen Menschen haben? Wenn Sie Verbindung mit der Industrie haben, mit der chemischen oder physikalischen Industrie, wo sehr viel akademisch ausgebildete Kräfte tätig sind, werden Sie erschüttert sein über das Ergebnis der Einsatzfreude unseres Nachwuchses. Das gilt auch für einen großen Teil der Agrarwissenschaften, die in der Landwirtschaft tätig sind. Ich will das nicht im einzelnen untersuchen. Wir wissen, daß es zum Teil daran liegt, daß Grundfehler gemacht worden sind bei der Auswahl der Leute, bei der Verordnung, bestimmte Fächer studieren zu müssen und nicht unbedingt die, die sie selbst studieren wollten. Aber das wird wohl besser werden, wenn nun der Zugang zur Universität einem gewissen Regularität unterliegt. Aber wie können wir selbst, wir Professoren, dazu beitragen? Ich glaube, daß die reine Belehrung, die ja von früh bis abends getrieben wird, so daß die Trostmaßnahme schon kaum mehr Ruhe haben auszuschwingen und keiner mehr recht was hört, es nur ein Mittel gibt. Es ist die Demonstration der Freude, die wir selbst an der Arbeit haben. Natürlich ist unsere Arbeit leichter als eine Arbeit, die ein Chemiker in einem Fabrikbetrieb in der laufenden Produktion zu erfüllen hat. Er hat ein viel größeres Opfer zu bringen.

Wir Wissenschaftler und Hochschullehrer können immer noch in hohem Maße einem Arbeitsziel, einem Berufsziel nachhängen, das uns innerlich ganz erfüllt. Die Freude, die wir selbst in unserer Arbeit zeigen, die uneingeschränkte Freude und Verantwortung für die Arbeit, kombiniert mit einer hohen Dienstauffassung, ist vielleicht das wesentlichste.

Ich glaube, daß auf diesem Gebiet ungeheuer viel zu tun ist. Ich möchte niemandem einen Vorwurf machen, aber ich weiß, daß die Depression bei vielen Kollegen ganz außerordentlich ist und daß die Freude an der Arbeit eben nicht mehr die ist, daß von ihr etwas ausstrahlen könnte auf andere Menschen. Auch die hohe Dienstauffassung hat ungeheuer gelitten. Ich bin überzeugt, daß nicht nur die gegenwärtigen Schwierigkeiten, die wir noch zu überwinden haben, sondern auch die Zukunft der Sozialismus von den Menschen eine hohe Dienstauffassung verlangen muß. Ob wir neun oder sechs Stunden arbeiten ist gleichgültig. Wieweil es einmal sein wird, kann ich nicht beurteilen, daß mit einer hohen Dienstauffassung gearbeitet werden muß, das ist unerschütterlich. Wir werden niemals mit anderen Ländern konkurrieren können, wenn die Arbeitseinstellung nicht eine ganz wesentlich bessere wird.

Vielleicht hat man vielen unseren Studenten das Studium zu leicht gemacht. Ich weiß, daß ich etwas sage, was sehr wenig geliebt wird. Aber ich meine, daß man von den Studenten einige Opfer für ihr Studium verlangen muß. Von diesen und jenen seltenen Ausnahmen abgesehen. Ich glaube, wenn sich jeder sein Studium schwer erkaufen muß, wird er es auch lieben. Er wird von der Universität fernbleiben, wenn ihm das Studium dieses Opfer nicht wert ist. Wir Nachkriegsstudenten des ersten Weltkrieges haben uns wohl zu über 90 Prozent das Studium erarbeiten müssen. Und keiner

hat geklagt. Allen ging es praktisch gleich. Aber wir haben dieses Studium wirklich geliebt. Es war eine ganz große wunderbare Zeit für uns, obwohl sie hart war. Wir denken daran gern zurück. Ich glaube, die Studenten müssen durch einige Opfer ihr Studium lieb gewinnen, und man muß ihnen auch wieder die Möglichkeit geben, das Studium zu lieben durch gewisse Bereicherungen an geistigem Besitz, wie den Kauf von Büchern usw. Es ist eine Tragödie für die jungen Leute heute. Wir haben unseren letzten Groschen zum Antiquar gekauft, um dieses oder jenes Buch für uns zu ergattern. Heute gibt es nur wenige Studenten, die eine bescheidene Bibliothek besitzen.

Im Zusammenhang mit der Einsatzfreude ist die Erziehung zur Selbstständigkeit hervorzuheben, insbesondere auch die Fähigkeit, organisatorische Aufgaben zu meistern. Da können wir in unserem Unterricht sehr viel tun. Es ist anzustreben, daß in jedem Fach das Studium mit einer kleinen selbständigen wissenschaftlichen Arbeit begleitet wird. Also so, wie es in den Diplomarbeiten der Chemiker und Physiker seit langem üblich ist. Vorerst sollen auch in den Naturwissenschaften die Studenten durch Referate gezwungen werden, ebenfalls etwas Selbstständiges zu leisten. Sie müssen ganz allmählich an selbständige Aufgaben herangeführt werden. Ein Institut, das den hemerisierenden Studenten sehr viel zumutet, macht vielleicht den Eindruck eines harten Institutes. Aber später wird es von denen, die dort durchgegangen sind, mehr geliebt werden als das Institut, das den Studenten einen einfachen Weg bereitete.

Ein ganz besonders schwieriges Wort, das heute morgen gefallen ist, ist das des „professionellen Kretinismus“. Herr Bergner hat dieses Wort wiederholt gebraucht, und ich möchte ihm im Prinzip zustimmen. Aber das eine möchte ich doch, wiederum auf einen gewissen Widerspruch von Idee und Wirklichkeit hinweisend, sagen: In keiner Zeit, soweit wir zurücksehen können, ist gerade dieses geistig beschränkte Spezialistentum durch unsere Verschulung der Universität und durch die Entwicklung eines vorgeschriebenen Lebens heraufgebildet worden. Wir haben nicht den gebildeten Menschen. Wir haben, wenn ich das etwas übersiebert sagen darf, in hohem Maß einen eingebildeten Menschen.

Meine Damen und Herren, gehen Sie nach Leuna oder nach Buna und sprechen Sie dort die leitenden Chemiker. Sie werden erleben, daß hervorragende Männer nicht bereit sind, eine leitende Tätigkeit in einem solchen großen Werk zu übernehmen, auch wenn sie im Monat 1000 oder 2000 DM mehr Geld bekommen, weil ihnen von Menschen, die keine Ahnung haben, ununterbrochen hingeworfen wird. Das sind aber nicht irgendwelche Leute, solche, die trauer Arbeiter waren und zufällig weise in eine führende Stellung gekommen sind, sondern Leute, die durch die Universität gegangen sind. Das ist eine ganz schreckliche Geschichte. Die Annahme, die einzelnen Sparten für sich beanspruchen, über das, was richtig ist, zu entscheiden, hängt aufs engste mit einem ausgeprägten Doktrinalismus und Dogmatismus zusammen, der der Wissenschaft Feind ist. Ich glaube, wir dürfen unbeschadet das Schlagwort „professioneller Kretinismus“ nicht übersehen, daß nur durch höchstes

Spezialistentum überhaupt künftig etwas zu schaffen ist, sowohl auf dem Gebiet der Naturforschung selbst als auch draußen in der Praxis.

Wir werden versuchen müssen, einen Ausgleich zu schaffen und die Nachteile des Spezialistentums auf verschiedensten Wegen zu überwinden. Ich denke dabei in allererster Linie an die musische Erziehung. Es ist bekannt, daß große Lehrer der Jugend, also Wissenschaftler, die eine große erzieherische Wirkung ausgeübt haben, im allgemeinen musische Menschen gewesen sind. Das Musische in unseren Studenten zu entfalten, damit sie den Kontakt zur Kunst in verschiedenen Richtungen behalten, das ist von allergrößter Bedeutung. Daß wir es trotz der starken zeitlichen Beanspruchung noch ein wenig pflegen, ist entscheidend für das, was wir der Jugend sind. Dabei stehen wir natürlich vor großen Schwierigkeiten. Ich möchte hier nicht über Probleme der Kunst sprechen. Zu Hause habe ich keine Bilder abstrakter Kunst hängen. Ich will nicht etwa, daß sie verboten wird, aber ich schätze sie in meiner Wohnung nicht. Aber ich bin der Überzeugung, daß sich auch das Musische im Menschen nur entfalten kann, wenn die Möglichkeit einer freien Diskussion darüber besteht.

Es muß also auch die Möglichkeit gegeben werden zu wissen, was eigentlich Feininger gemalt hat, was Kandinski ist, und man darf nicht immer die extremsten Formen als abschreckendes Beispiel hinstellen, um das zu verstehen, was in einem großen Bezirk der geistigen Kultur, mit der wir Wissenschaftler doch aufs engste verbunden sind, in unserer Zeit vor sich geht. Wenn diese Möglichkeiten, Urteile zu entwickeln durch gegenseitige Aussprachen noch gefördert würden, durch eine stärkere gesellschaftliche Begegnung über die Fakultätsgrenzen hinaus, wäre sehr viel gewonnen. Das gesellschaftliche Leben, nicht im Sinne von viel trinken und viel essen, sondern die geistige Begegnung über die engen Disziplinen hinaus, hat an den Universitäten unseres Staates fast vollständig aufgehört.

Wir sind zwar arg beschäftigt, aber wir würden alle Zeit haben für einen Abend oder einen Spätnachmittag, wenn es sinnvoll für uns wäre.

Wir müssen, wenn wir von Sozialismus reden, auch an eine bestimmte Atmosphäre des Lebens denken. Eine Atmosphäre der menschlichen Beziehungen muß geschaffen werden und die würde vielleicht von allein kommen, wenn man manches abbaut, was leider seit den schwierigen Jahren nach 1945 noch besteht, was damals verständlich war, heute aber in unserem gesellschaftlichen Leben eigentlich keinen Platz mehr hat.

Anmerkung der Redaktion des „Hochschul-Spiegel“:

Wir veröffentlichten den Artikel von Prof. Mothes, weil wir der Meinung sind, daß er viele wertvolle Gedanken enthält und er in seiner Gesamtheit dazu beitragen kann, die Diskussion über die aufgeworfenen Fragen anzuregen. Gleichzeitig möchten wir darauf hinweisen, daß wir nicht mit allen Ausführungen von Prof. Mothes, besonders im heutigen Schlußteil, einverstanden sind. Wir würden es begrüßen, wenn Wissenschaftler unserer Hochschule ihre Auffassung zu den dargestellten Problemen mitteilen würden.

„Hochschul-Spiegel“ Seiten 4/5

1964

ang durch Hans-Dieter Mads leisten adt mit der Tragödie „Hamlet“ von zur internationalen Shakespeare- geführten Gespielen danken die greifende Erlebnis der großen Eng hat der Spielplan des Schauspiel- punkt erhalten. Unser Bild zeigt den Metrolle und Karin Laach als Ophelia. Foto: Weickert

s Theaters

ern Karl-Marx-Stadt

teilnimmt und zu dem jeder Besucher herzlich eingeladen ist, besteht in dem Austausch von Eindrücken, die die Aufführung hinterlassen hat.

Das erste dieser Foyer-Gespräche fand am 2. März nach einer Vorstellung von Gerhard Hauptmanns „Rose Bernd“ statt, das nächste soll nach einer Aufführung von Hermann Wolf-Ferraris musikalischer Komödie „Il Campiello“ im 1. Rang des Opernhauses durchgeführt werden.

Ein Uraufführung findet im 5. Sonderskonzert des 1. Sächsischen Orchesters Karl-Marx-Stadt am 19. März im Opernhaus statt: Willy Krug, der Solotrompeter des Berliner Rundfunk-Sinfonie-Orchesters, spielt mit dem 1. Sächsischen Orchester unter Leitung von Generalmusikdirektor Gert Böhner das Trompetenkonzert von Günter Hauk, dem Komponisten der Lieder, die Jens Gerlach für die Aufführung von Evan MacColls Komödie „Unternehmen Oetawitz“ schrieb. Das interessante Programm dieses Sonderkonzertes enthält außerdem die Sinfonie Nr. 7 von Sergei Prokofjew und die Sinfonie Nr. 104, D-Dur von Joseph Haydn.